

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal
zum Preise von 1 Dollar das Jahr.
In Deutschland zu beziehen durch H. v. R. Naumann's
Buchhandlung in Dresden.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbe-
stellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:
Rev. R. Adelberg,
Milwaukee, Wis.

10. Jahrg. No. 3.

Milwaukee, Wis., den 1. Oktober 1874.

Lauf. No. 252.

Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. (Matth. 20, 28.)

Der Heiland war ein Mann voller Schmerzen. Das zeigt er durch den prophetischen Geist selbst Psalm 38, 18: „Ich bin zum Leiden gemacht.“ Dazu bin ich in die Welt gekommen, dazu habe ich mir meinen Leib und meine Seele erschaffen. Das kann außer ihm sonst kein Mensch in der Welt sagen. Denn wenn Menschen auch noch so vieles leiden müssen, so sind sie doch nicht dazu gemacht, sondern sie machen sich entweder ihre Leiden selbst oder es sind gerechte Strafen ihrer Sünden, oder väterliche Züchtigungen, die zu ihrem Besten dienen, oder Trübsale, unter denen sie sich freuen können. Er konnte es aber mit Wahrheit sagen: „Ich bin zum Leiden gemacht. Ich bin dazu geboren, und mein Schmerz ist immer vor mir. Die Noth, welche ich bei meiner Ankunft in der Welt erfahren werde, die Schmerzen, welche ich bis an's Ende meiner Tage fühlen werde, sind mir immer vor dem Gesicht.“ Das ist nachher auch alles in Erfüllung gegangen. Seine Leiden fingen sich gleich mit seiner Geburt an und endigten sich nicht eher, bis er am Kreuz ausrief: Es ist vollbracht! Sein ganzes Leben war aus Schmerzen zusammengesetzt und diese Schmerzen waren, so lange er in der Welt lebte, immer vor ihm. Er wußte alles vorher, wie es ihm gehen würde. Er sah seinen Tod vor Augen. Weil er nun diese Leiden nicht sich selbst zugezogen, weil er nicht für seine eigenen Sünden hat leiden können, denn er war kein Sünder, und weil sie nicht als väterliche Züchtigungen können angesehen werden, indem er nie Zucht verdient hat, so müssen wir fragen: Was ist die Ursach aller solcher Plagen? Diese Frage kann uns die ganze Welt nicht beantworten, aber er selbst gibt die Antwort: Ach, eure Sünden haben mich also geschlagen!

— Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege. (Ps. 139, 23, 24.)

(Für das Gemeinde-Blatt.)

Ein Wort über unsere Kirchhöfe.

Gottes-Acker heißt der weite Platz.
Darin Gott sät seinen höchsten Schatz.
Viel tausend Weizenkörnellein
Die Leib der lieben Christen sein;
Die sollen all' zu seiner Zeit
Grünen in großer Herrlichkeit.
Ihr' Aste, Staub, Wein, Haut und Haar
Sollen gleich werden der Sonne klar.
(Alte Grabchrift.)

1. Zieh deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land.

Die ältesten christlichen Kirchhöfe hatten eine ähnliche Bestimmung, wie die Tempelhöfe Salomons und Herodis. Sie dienten als Vorhöfe, als „Hofstatt“, oder „Freiheit“ des Heiligthums, welche dasselbe vor der unmittelbaren Berührung mit dem Gewühl des alltäglichen Lebens schützten und den Uebergang von den Stätten der Welt zum Hause Gottes vermittelten. Wer zu Jesu Zeiten in den Tempel gehen wollte, mußte nacheinander die Vorhöfe der Heiden, der Weiber, der Männer und der Priester durchschreiten, ehe er zum eigentlichen Heiligthum kam. Solch einen Vorhof hatten auch die ältesten christlichen Kirchen, z. B. die Sophienkirche zu Constantinopel, oder die Petrusbasilika zu Rom*). Aus dem lärmenden Staubgewühle der Straße trat der Kirchgänger durch die Thorpforte einer hohen Kirchhofsmauer in einen stillen, freundlichen und geräumigen Hof**), dessen Seiten durch Säulengänge eingefast waren, in dessen Mitte ein Springbrunnen †) Wasser in ein rundes Becken plätscherte. An diesem Brunnen reinigte sich der Gläubige zum Zeichen der inneren Heiligung und trat dann durch die Vorhalle der Büssenden ††) und Katechumenen in das eigentliche Gotteshaus ein.

Daß gerade diese Vorhöfe schon frühzeitig Kirch-

*) Die Petrusbasilika zu Rom, einst als Circus des Kaisers Nero die blutgetränkte Stätte der allerersten Christenverfolgung, später die Krönungskirche der deutschen Kaiser, ist zu Luthers Zeit der kolossalen, neuen Peterkirche gewichen.

***) Dieser Vorhof hieß damals das Atrium oder Paradies.

†) Der sogenannte Cantharus.

††) Der Name für diese Vorhalle war daher Mart her, d. i. Geißel.

höfe in unserem Sinne, d. i. Begräbnißplätze wurden, hat gewiß seinen tiefen Sinn. Unsere Alten wollten „an eben der Stelle, wo sie die Lehre von Christo, dem Ueberwinder des Todes predigen hörten, auch der Auferstehung ihrer verstorbenen Leiber warten.“ Die schlafende Gemeinde sollte sich um die wachende und betende lagern, damit Gebet und Wachsamkeit durch den Gedanken an das Ende um so lebendiger würden. Wer in die Kirche ging, sah und besuchte vorher die Gräber der Seinen. Sein Fuß wandelte auf dem Staube seiner Vorfahren und in seinem Herzen regten sich allerlei ernste Gedanken. Neuerdings hat man dem Kirchgänger diese Kirchhofspredigt genommen und das Band zwischen schlafender und wachender Gemeinde zerrissen. Die Kirchhöfe wurden hier und da zu klein, die Regungen des christlichen Gefühls zeigten sich minder lebendig und kräftig, als die Interessen des Handels und Verkehrs, die löbliche Medicinal-Polizei that ein Uebriges, und so ist es dahin gekommen, daß mit wenigen glücklichen Ausnahmen die Kirchhöfe zu lärmenden Tummelplätzen des Marktes und der Jugend geworden sind. Der Begräbnißplatz aber liegt draußen; fern von den Wohnungen der Lebendigen. Die Poeten nennen ihn gern den „Friedhof“, weil hierher der lärmende Fuß der Welt nicht dringt, und weil so manches Menschenherz sich — zwar nicht die ewige Seligkeit, aber doch den Frieden des Todes in der „kühlen Grabesruhe“ wünscht. Unsere alten Kirchenordnungen aber nennen den Kirchhof „Gottesacker“ und bezeugen damit, daß er eine edle von Gott gesäete Saat birgt, welche dem Tage der großen Ernte entgegenwächst.

Seien es nun aber wirkliche, oder sogenannte Kirchhöfe, immer sollen sie als heilige Stätten angesehen und gegen Entweihung geschützt werden. Schon die heidnischen Römer sagten: „Der Ort, an welchem du einen Todten begräbst, soll dir heilig sein.“ Und wie blutig sie die Christen im Leben verfolgten, — ihre unterirdischen Begräbnißstätten, die sogenannten Katakomben, wurden niemals angefaßt. Kecklich erwarben auch andere Heidenvölker den Grabesstätten die allergrößte Ehre, und die Egyptianer erbauten in Todten für nliche Todtenhäuser und Todtenstädte. Wie sieht's denn da mit uns, die wir den Leib des Christen nicht nur als eine Bente des Todes betrachten, sondern als ein edles Samenkorn des ewigen Lebens? Die Ruhestatt der Todten soll nach alten Kirchenordnungen kein Spiel-, Krämer-, Zimmerplatz sein, also überhaupt kein Ver-

gnügnungs-, Arbeits-, Nutzungspfad. Ein Prediger in Württemberg klagte vor nicht langer Zeit, daß in seiner Heimath auf den noch ziemlich frischen Gräbern Rüben gezogen, Kraut und Gemüse gebaut und auf den noch unbenuzten Stellen Dünger aufgetragen werde. Solch ein Unfug ist schon schlimm genug; noch größer aber wird die Entweihung, wenn der Gottesacker zu einer Viehweide gemacht wird, wo Kinder die Gräber zerstampfen, Schweine sie aufwühlen. „Der Gottesacker soll fein befriedigt, allzeit sauber und rein erhalten werden.“ So bestimmt es unter andern die Lüneburger Kirchenordnung. — Wiederum, es giebt Gemeinden, wo allerdings Kirchhofsunfug überhaupt nicht vorkommt, aber nur deshalb nicht, weil sich Niemand um den Gottesacker kümmert. Derselbe ist eine kahle und öde Wüste, oder noch häufiger eine Wildniß, die mit allerlei Gebüsch und Gestrüpp zugewachsen ist. Die Ruhestätte der „Heiligen Gottes“ wird dem wuchernden Grase, den wild wachsenden Sträuchern, Dornen und Brennnesseln überlassen. Keine milde Hand thut sich auf, hier ein Kreuz, das umstürzen will, zurechtzurücken, dort das verwitterte Gerümpel der alten Denkmale und Einfassungen, das kreuz und queer über Gräber und Wege gefallen ist, wegzuräumen und mindestens in einem Winkel zusammenzustellen. Ein Kirchhof ist ja allerdings ein Bild der Vergänglichkeit; aber er soll nicht zum Bilde der Unordnung und Nachlässigkeit und zu einem Zeugnisse stumpfer Gleichgültigkeit werden. Es ist nicht nur eine Liebespflicht der Angehörigen, sondern auch eine Ehrenpflicht der Gemeinden, solch ärgerlichen Verfall nicht zu dulden und dafür zu sorgen, daß Gräber, Wege, Mauern, Einfassungen allzeit in gutem Stand erhalten werden.

Ein Gegenbild zu dieser Vernachlässigung, deren Schauplatz nicht selten die Landfriedhöfe sind, gewährt der Anblick der überkünstlichen Pflege der Gräber in den Städten. Dieselbe ist in den Zeiten des rationalistischen Nüchtrichthums zu einer Art Götzendienst emporgeschraubt, welcher dem Reliquiendienst der Katholiken so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Es ist ja eine schöne christliche Sitte, einem geliebten Todten Kränze auf das Grab zu legen, etwa ein Mooskränzlein mit Immortellen. Aber jene colossalen Luxuskränze auf den Grabkreuzen, welche in allen Farben irdischer Schöne strahlen, erinnern nicht an den unverwelklichen Kranz der Gerechtigkeit, welchen wir mit Paulus dereinst an der Hand des Herrn erhoffen, sondern an die vergängliche Herrlichkeit, mit welcher die Kinder der Welt sich selbst bekronen. Es ist gewiß auch sehr menschlich, auf die Gräber der Lieben sinnige Blumen zu pflanzen. Ist es aber auch christlich, den Tod, den König des Schreckens, dessen Ernst uns die Seele durchbohren soll, heuchlerisch zu verblümen? Wird durch jene Ueberfülle von blühenden Topfgewächsen und Luxusblumen, von bunten Bändern und Papierkronen, die so manchen Grabhügel einem Nippische nicht unähnlich machen, nicht die Lehre der Schrift verdunkelt: „Der Tod ist der Sünden Sold?“ Das Wort Salomo's: „Es ist Alles ganz eitel,“ ist von der Eitelkeit des in den Gräbern ruhenden Standes geredet; es soll aber nicht zugleich von der Eitelkeit des die Gräber schmückenden Weltsinnes gelten; denn wenn irgendwo so ziemt sich auf dem Gottesacker Ernst und Einfalt. Wenn der Kirchhof Pere la Chaise in Paris mit seinen anmuthigen Promenaden, seinen schattigen Lauben, seinen Bouquets, Glaskränzen, Perlenchnüren und sonstigen Modepomp überladenen Denkmälern auf Schritt

und Tritt weltliche Eitelkeit und moderne Gefühlseligkeit zur Schau trägt, wenn der Greenwood Cemetery bei New York aus einem Begräbnißplatze zu dem meist besuchten Sommergarten der Weltstadt geworden ist, dessen Trinkbuden, Geschäftsanzeiger, Kaffeehäuser und Restaurationen es vergessen lassen, daß die zahllosen Spaziergänger auf Gräbern lustwandeln, so erkennen wir hierin den ewig wiederkehrenden Versuch der Welt, den Schrecken des Todes dadurch zu überwinden, daß man ihm eine bunte Decke umhängt. Ein Christ aber, der den wahren Todesüberwinder kennt, soll sich eines solchen Betruges nicht schuldig machen.

2. Wie jagen denn Etlliche unter Euch, die Auferstehung der Todten sei Nichts!

Auf unsern Gräbern sieht man nicht selten statt des christlichen Kreuzes einen stolzen Obelisk, das Bild heidnischer Pünkseligkeit, oder aber eine abgebrochene Säule, das Bild heidnischer Traurigkeit. Auf den Grabdenkmälern selbst aber findet man nicht nur das Bild einer abgelaufenen Sanduhr, die Gestalt des Knochenmannes mit der Sense und andere häßliche Berrirungen der modernen Kunst, sondern noch häufiger altheidnische Sinnbilder, welche dem Glauben an die Auferstehung Hohn sprechen.

Da begegnen wir z. B. dem griechischen Genius mit der umgekehrten, verlöschenden Todesfackel. Das ist ein Bild heidnischer Trostesarmuth und Hoffnungslosigkeit. Wie das Licht der Fackel sich verzehret hat, so auch die Lebenskraft des Verstorbenen. Es ist aus mit ihm, auf ewig aus. Trostlose, schreckliche Gewißheit, zumal für die trauernden Angehörigen. Und welches ist gewöhnlich die Stätte für solch heidnisches Sinnbild? das Siegeszeichen des auferstandenen Erlösers, das Kreuz!! Sieht solch ein greller Widerspruch nicht aus wie eine Lästerung? Wie ganz anders machten es die alten Christen. Sie bildeten auf ihren Gräbern statt der umgekehrten Todesfackel den aufrechtstehenden Leuchter ab, das Bild dessen, der spricht: „Ich bin das Licht der Welt,“ und der durch seine Auferstehung auch die dunkle Todesnacht helle gemacht hat. Unsere niedersächsischen Vorfahren aber schmückten ihre Gottesacker mit mächtigen Steinpyramiden, auf denen Tag und Nacht ein Licht brannte, als ein Symbol der seligen Verheißung: „Deine Sonne wird nicht mehr untergehen, noch dein Mond den Schein verlieren; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben.“

Eben so häufig ist auf Gräbern der Schmetterling zu sehen, das heidnische Sinnbild der bloßen Unsterblichkeit der Seele. Der Schmetterling, welcher die Puppe abstreift, ist das Bild der Seele (Psyche), welche den Leib der ewigen Vernichtung überläßt. Das heidnische Volk glaubte freilich nicht an ein ewiges Leben der Seele nach dem Tode und deshalb kam dies Bild zu altheidnischen Zeiten äußerst selten vor. Nur die Phantasie der heidnischen Dichter, und der Stolz der heidnischen Philosophen, denen die Fessel des Leibes ein Gräuel war, gefielen sich in dem Gedanken einer schrankenlosen Freiheit der Seele, die wie ein Schmetterling, d. i. als ein glänzender, aber körperloser Schatten im weiten Weltall hin und her gaukelt. Solch ein Gedanke ist aber grade das Gegentheil von dem, was die heilige Schrift lehrt.

Sie erfüllt uns mit heiliger Freude, daß dieser unser nichtiger Leib auf der neuen Erde verklärt werden wird, auf daß er ähnlich werde dem verklärten Leibe

unseres Heilandes Jesu Christi. Und mit ihr glaubt und triumphirt die ganze gläubige Christenheit: „Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches.“

Ferner ist das Bild des Mohnkopfes beliebt, — dieses heidnische Symbol des dumpfen, tiefen Todesschlafes, aus dem es kein gesundes Erwachen giebt. Der Christ dagegen darf den Tod nur für einen kurzen, süßen Schlaf halten, der zu fröhlichem Erwachen und ewiger Genesung führt.

Der häufigste, nicht minder verwerfliche Schmuck sind die Todtenurnen, die zudem oft wie gepuzte Blumenvasen aussehen. Die Heiden, die ihre Todten verbrannten, bewahrten die Asche in solchen Urnen auf. Aber für uns ist dieser Schmuck sinnlos; denn wir verbrennen nicht mehr unsere Todten, wollen's auch hoffentlich jetzt nicht anfangen, noch setzen wir ihre Asche in Urnen bei. Ebenso sinnlos und unpassend ist die durch die Urnen veranlaßte Aufschrift: „Sanft ruhe seine Asche.“ Dieselbe könnte durch die altchristliche Aufschrift: „Ruhe in Frieden“ ersetzt werden. Die heidnischen Sinnbilder haben bei aller ihr Trostlosigkeit, ja um derselben willen etwas Behmüthiges. Es giebt sich in ihnen die Sehnsucht und das Seufzen der Creatur kund, die unter der Gewalt der Sünde und des Todes schmachtet. Aber das Christenthum ist nicht die Religion des Todes, sondern die Religion des Lebens.

Wie haben die alten Christen, wie die alten und neuen Heiden thun, den Tod zum Tode hinzugemalt, sondern mit Zeichen des Lebens schmückten sie ihre Todten, und wenn der Tod, oder der des Todes Gewalt hat, dargestellt wurde, so wurde er nur im Triumph als überwundener Feind zur Schau geführt. Wenn daher der Ueberwinder dieses Feindes gerade an der Stätte, welche einst zuerst seinen Sieg verkündet hat, d. i. am Grabe, verleugnet und statt seiner die Zeichen heidnischer Hoffnungslosigkeit aufgezantzt werden, so gilt hier des Herrn richtendes und mahnendes Wort: „Lasset die Todten ihre Todten begraben; Du aber gehe hin und folge mir nach.“

Der berühmte Dichter Lessing hat gegen die christliche Kirche den Vorwurf erhoben, sie habe zuerst das scheußliche Gerippe des Knochen- und Sensesmannes zum Symbol des Todes gemacht. Die alten Griechen dagegen hätten den Tod als einen freundlichen, trauernden Genius dargestellt. Die Auffassung des Christenthums vom Tode sei daher eine niedrigere, als die der altklassischen Heiden. Dieser Vorwurf ist in manchen Kreisen eine gemeine Rede geworden bis auf den heutigen Tag. Was hat es denn mit jenem scheußlichen Gerippe auf sich? Als im 14. Jahrhundert die furchtbare Pest, der schwarze Tod, Europa durchzogen hatte, malte man an die Mauern der Kirchhöfe und Kreuzgänge sogenannte Todtentänze, und stellte den Knochenmann dar als den großen Welttyrannen und Gleichmacher, wie er den Kaiser vom Throne, die Gräfin von ihrem Prunksaale, den Bräutigam vom Balle, den Mönch von seiner Halle, ja den Maler selbst zum unfreiwilligen Tanze mit sich fortreißt. Unsere Alten malten also den Tod als König des Schreckens, nicht wie die Griechen als einen Engel der Schönheit. Welche Darstellungsweise entspricht der Wahrheit? Daneben bezeugt der größte Dichter der Griechen durch den Mund seines größten Helden: „es sei in der Todtenwelt so schaurig, daß er lieber ein armer Tagelöhner auf Erden sein wollte, als der König der Todten.“ Die Christenheit dagegen triumphirt an ihren Gräbern: „Christus der ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!“ Welche Anschauungsweise ist die höhere? Uebrigens hat

nicht die christliche Kirche, sondern der christliche Volkshumor jenes Schreckbild eines Knochenmannes erfunden, und nicht der Glaube der Alten, sondern die Glaubenslosigkeit oder besser Gedankenlosigkeit des modernen Nationalismus (Vernunftweisheit) hat dasselbe auf die Grabdenkmäler verpflanzt, wohin es allerdings ebensowenig gehört, als die eben erwähnten altheidnischen Symbole.

Wir verdanken indessen der glaubenslosen Richtung der neueren Zeit noch einen viel schlimmeren Kirchhofschnuck, als unpassende Sinnbilder, das sind die schlechten Grabchriften. Es würde uns zu weit führen, hier einige Proben jener wässrigen, glaubensleeren Reimereien mitzutheilen, denen wir auf Gräbern in Stadt und Land begegnen. Da werden Klagelieder über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und Jeremiaden über die Größe des erlittenen Verlustes angestimmt, welche alle Trostlosigkeit der Heiden weit hinter sich lassen. Da wird dem Verstorbenen durch taktlose Lobhudeleien und süßliche Herzensergießungen Weihrauch gestreut, als gelte es heidnische Halbgötter zu verherrlichen. Hier wie dort wird das Wort der Schrift verdunkelt: „Der Tod ist der Sünden Sold!“ Wer aber die Ueberlebenden und ihr Verhältniß zu dem Verstorbenen näher kennt, dem fällt oft unwillkürlich das Wort von Hormairs ein: „Die Grabchriften lügen von den Todten ebenso, wie die Zeitungen von den Lebenden!“

(Fortsetzung folgt.)

Hans Sachs.

Eine historische Erzählung

aus der

Reformationszeit.

von

J. C. Scholz.

[Fortsetzung.]

Seit dem Ofter-Sonnabend war in Hans Sachs Werkstätte, wo sonst ein Tag nach dem andern in steter Einförmigkeit dahinging, einige Abwechslung gekommen. An diesem Tage nämlich war ein neuer Gesell eingewandert, ein wohlgebildeter, hübscher und allzeit lustiger Burfsche. Er hieß Georg und war der einzige Sohn eines begüterten Schuhmachers und tüchtigen Meistersängers in Augsburg. Sein Vater war ein alter Freund von Hans Sachs und hatte vor etlichen Jahren schon auf einem Markt und seitdem öfters denselben gebeten, seinen Sohn ein oder zwei Jahre als Gesell in sein Haus und seine Familie aufzunehmen und ihn auch in der edlen Kunst des Meistersingens noch besser auszubilden.

So war er nun da, und Hans Sachs hatte an ihm Wohlgefallen, auch die Frau Meisterin und Katharina hatten ihn gern. Zwischen Georgs Vater und Hans Sachs war jedoch noch eine besondere Verabredung getroffen, deren Geheimhaltung Einer dem Andern gelobt hatte.

Georgs Vater hatte nämlich vor Jahr und Tag Hans Sachs Töchterlein Katharine kennen gelernt und ihre Schönheit, Sittigkeit und ihr verständiges und gemüthvolles Wesen hatte ihn so hingerissen, daß er bei dem Vater um sie für seinen Sohn Georg erworben. Hans Sachs hatte nichts einzuwenden gehabt, sofern die gegenseitige Liebe der Kinder von selbst dieses Ziel erstreben und Gott im Himmel sein

Ja dazu geben würde. Niemand außer ihnen sollte aber von diesem Uebereinkommen etwas erfahren, bevor es sich nicht klar herausgestellt, wie Gott es fügen werde.

Georg war von seinem Vater sehr reichlich mit Geld und Kleidung ausgestattet worden; und wenn er mit edlem Anstand durch die Straßen ging im netten Wamms von feinem, schwarzen Tuch, mit geriffenem Sammt besetzt, das mit einer langen herabhängenden Feder gezierte Barret kleidsam auf dem lockigen Haupt und mit der zierlichen Halskrause geschmückt, da dachten wohl die wenigsten, daß das ein Schustergesell sei. Neben vielen guten Eigenschaften besaß Georg indeß auch einen ziemlich straken Eigenwillen und zu Zeiten konnte er seiner Umgebung durch Prahlerei und hochfahrendes Wesen lästig und unangenehm werden.

Franz und Georg waren bald durch das Band gemeinsamer Liebe zu der edlen Dichtkunst mit einander verbunden und frei von Neid wetteiferten sie in dem Bestreben, einst als Meistersänger anerkannt und gefeiert zu werden. Georg war nämlich bereits zu Augsburg in der Singschule ein fleißiger Gesellschafter gewesen und wie Franz hatte auch er bereits die Stufe eines Dichters und Sängers erklimmen. Ja, er behauptete öfters im Widerspruch gegen seinen Meister, daß die Singschule zu Augsburg berühmter sei als die zu Nürnberg, und daß schon vor länger denn 100 Jahren in seiner Vaterstadt eine Singschule bestanden habe, während die Nürnberger viel jüngern Ursprungs sei. Als Beweis für seine Behauptung führte er ein Verslein an, das schon 1450 bekannt gewesen sei und das also lautete:

„Augsburg hat ein'n weisen Rath,
Das prüft man an der festen Thar
Mit Singen. Dichten und Klaffen;
Sie han gemadet ein Singschul,
Und setzen oben auf den Stuhl.
Wer übel red't von Pfaffen.“

„Die älteste Tabulatur, von der wir wissen, entgegnete ihm Hans Sachs, ist die Straßburger von 1493; deshalb darf man nicht an das Bestehen von Singschulen vor dieser Zeit denken.“

Franz und Georg baten eines Tages den Meister mit freundlichen Worten, ihnen doch die Geschichte der Meistersängerkunst von Anfang an zu erzählen, damit sie ihr Wesen und ihre Bedeutung noch besser verstehen und würdigen lernen möchten. Hans Sachs war gern dazu bereit und begann also:

„Die löbliche Musik und die liebliche Singekunst dient nicht allein zur Freude und Ergözung der Menschen, sondern sie ist das edelste Erregungsmittel zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens. Wie denn auch der heilige Apostel Paulus zur Uebung guter Gefänge gar trenlich vermahnt. Der Meistersinger hohe Schule ist Mainz, und die Töchterschulen sind Nürnberg und Straßburg. Aber in unserer Stadt ward seit lange die holdselige Kunst besser gepflegt als irgendwo. Ihr kennt ja der Meistersinger Wappen. Es zeigt oben eine Krone und darunter zwölf Männer, die einen Garten bestellen, deren Mühe aber ein wildes Thier zunichte macht.“

„Wer sind diese zwölf Männer,“ fragten die Gesellen.

„Die zwölf Männer, fuhr Hans Sachs fast feierlich fort, sind die zwölf berühmten Sänger, die die erste Singschule einrichteten, und das wilde Thier ist der Neid, der von Außen her, und die Zwietracht, die von Innen her ihrem Gedeihen schadet. Von ihrem heiligen Beruf durchdrungen, sangen die zwölf Männer Lieder, die Gott wohlgefällig waren und den

Menschen frommten. Der Kaiser Otto der Große, erleuchteten Andenkens, bestätigte ihren Bund und schenkte ihnen ein Wappen mit der Krone. Aber die Mönche, die fast allein in der Kirche ihr Wesen treiben, waren darüber neidisch, daß auch sie daselbst öffentlich Gottes Gnade verkündigten. Sie verzerrten die Sänge beim Papst als Ketzer, und dieser forderte sie insgesammt nach Pavia, daß sie Ketterschaft von ihrem Treiben gäben. Freimüthig erklärten sie hier, daß Gott ihnen die Lieder einflößte, und daß dieselben nicht allein unsträflich, sondern auch heilig wären. Drob verwunderte sich Se. Heiligkeit und, um sie als Lügner zu beschämen, legte er allen ein Thema aus der Bibel vor, worüber sie ein Gedicht machen sollten, und ließ jeden besonders in ein Gemach verschließen. Doch wer beschämt wurde, war der Papst, da er aller Gedichte mit einander verglich und diese Wort für Wort übereinstimmend fand. Mit reichen Geschenken verabschiedete er sie und nannte sie ächte Christen, obgleich einer diesen Namen nicht verdiente.“

„Weiß man denn die Namen dieser Wundermänner?“ fragte Georg zweifelnd.

„Freilich weiß man sie. Sie waren theils Gelehrte, theils Ritter, theils Bürger. Einer war Schmied, einer Seiler, einer Glasbrenner. Von ihnen ist nicht viel zu erzählen, aber desto mehr vom Ritter Wolfram von Eschenbach, von Heinrich Frauenlob, der heiligen Schrift Doktor zu Mainz, von Nicolaus Klingisor, der freien Künste Magister. Klingisor war ein gewaltiger Sterngucker und Schwarzkünstler im Ungarlande, der zu der nämlichen Zeit lebte, als am Hofe des Landgrafen Hermann auf der Wartburg sich sechs Meister der Singekunst befanden, edel von Geburt und von Sinnen. Fünf von ihnen, zum Schild geboren, waren Ritter, wie Herr Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, einer aber war ein Bürgermann von Eisenach, Heinrich von Ofterdingen. Die feierten in Liedern des Landgrafen Ruhm und der Landgräfin Sophia Züchtigkeit.“

Einstmals beschlossen sie einen Wettgesang anzustimmen. Sie nannten ihn den Wartburgskrieg, und wie im Kriege es um Tod und Leben sich handelt, so machten sie unter einander aus, daß der gehenkt werden sollte, so den Kürzern zöge. Sie kämpften mit Gesang, und Heinrich von Ofterding ward besiegt. Der floh, da die andern ihm an's Leben wollten, unter der Frau Sophia Mantel; sie schirmte ihn und brachte es dahin, daß der Ueberwundene sich konnte einen Meister des Gefanges zu Hilfe nehmen, um in Jahresfrist sich wieder zum Kampfe zu stellen. Er reiste nun umher und kam auch nach dem Ungarlande, wo er den berühmten Klingisor nach den Sternengucken sah. Ihm trug er die Sache vor, und der Schwarzkünstler versprach, über's Jahr zu kommen, sofern er bis dahin alle Sterne beobachtet hätte, denn eher wollte er sich nicht von seinem Plage rühren. Heinrich hatte darob des Leides und der Sorgen viel. Er wartete einen Mond nach dem andern. Das Jahr war fast verfloßen und er vernahm, daß Klingisor immer noch daheim die Sterne zählte. Aber am Tage, da im Ritterhause der Sängerkrieg vor sich gehen sollte, ließ sich Klingisor von seinen Geistern nach Thüringen tragen und zog wie ein Bischof gen Wartburg.

Der Wettgesang begann. Wolfram fing an, dann sang Klingisor von der Natur der himmlischen Sphären, von der Sterne Lauf und Bewegung gar behendiglich. Wolfram wußte nichts davon und mußte schweigen. Da pries dieser die Herrlichkeit Gottes und verkündigte, wie das Wort Fleisch ge-

worben wäre und wie unser Herr Jesus Christus der Christenheit sein Blut gegeben hätte als Pfand und Angebot ewiger Seligkeit. Klingisor, der davon nichts wußte, mußte schweigen und rief einen bösen Geist herbei, Nafian hieß er, der mit vier Büchern erschien in hellem Feuerklang. Wolfram sah seinen Gegner kleinlaut und fuhr siegesgewiß fort: „Gott ist das höchste Wesen und Gott ist der Herr aller Welten.“ „Kommst Du alle Welten?“ fragte Nafian, und Wolfram sah ihn verlegen an. „Schnipp schnapp! rief da Nafian, du bist ein Laie. Wie weißt Du, daß Gott der Herr aller Welten sei, wenn Du nicht weißt, wie viele ihrer sind.“ Und er schrieb mit dem Finger wie mit einer glühende Kohlen an die Wand: „Wolfram ist besiegt!“

Der Landgraf entschied hierauf, daß keiner dem andern überlegen wäre, und entließ Klingisor mit Kleinodien beschenkt vom Hofe. So war Wolframs Ehre und Osterdingens Leben gerettet. Das ist die Geschichte vom Wartburgskriege.“

„Zu welcher Zeit ist das wohl geschehen?“ fragte Franz.

„Im Geburtsjahr der heiligen Elisabeth, 1206 oder 1207, antwortete Hans Sachs. Ein anderer berühmter Meistersinger aus jener Zeit, fuhr er fort, ist Heinrich von Meissen, mit dem Beinamen Frauenlob. In unsterblichen Gefängen erhob er der Frauen Schönheit und Sittigkeit, und zum Dank trugen ihn die Frauen in Mainz, wo er seine letzten Jahre zubrachte und starb, zu Grabe, denn nicht dem Lebenden allein, sondern auch dem todtten Sänger sollte ihre Tugend offenbar werden. Im Dom ist sein Leichenstein, den die Frauen unter strömenden Thränen und lautem Wehklagen mit Wein begossen, und zwar in solcher Menge daß derselbe um die ganze Kirche herumfloß.“

„Also stammt die Singekunst, forschte Georg, von jenen 12 Meistern her?“

„Ja wohl, sagte Hans Sachs. Der berühmte Heinrich Frauenlob war der erste der 12 alten Meister. Sie unterrichteten Jünglinge und die Schüler wurden wieder Meister, und so bis auf unsere Zeit. Es ist gewiß, daß zu Mainz die erste Genossenschaft bürgerlicher Sänger zusammentrat und eine Schule bildete. Im 14. Jahrhundert blühte die holdselige Kunst in Mainz, Colmar, Straßburg, Frankfurt a. M., Würzburg, Zwittau, Prag; sodann ist sie nach Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Basel und andern Städten verpflanzt worden. Durch die Reformation Luthers ist aber ein neues Leben in den Meistersang gekommen. Sie ist die Herstellerin der Kunst; darum soll auch durch diese Kunst die Ehre Gottes und der emsige Fleiß, die heilige Schrift zu lesen, vermehrt werden. Ehrbar, sittlich, streng und fromm soll ein Meistersinger seine Kunst üben als eine vorzugsweise heiligen Zwecken gewidmete. Unsere Kunst soll das feste Zusammenhalten und die treue Einigkeit des deutschen Bürgerstandes fördern und soll die Herzen von gemeinen Dingen abziehen und auf Höheres hinführen. Seht Euch in der Welt um, meine Freunde: Die Ritterschaft vergeudet in blutigen Fehden ihr edles Erbtheil, die Gelehrten dienen dem Weine, die Vornehmen pflegen Genußsucht und Prachtliebe, und zahllose Müßiggänger und fahrende Leute fröhnen einer maßlosen Trunksucht. Aber der Handwerksmeister, wenn er sein Webschifflein in Ruhe gestellt, Ahle und Bechdrath bei Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Scheere an den Wandhaken gehängt hat, dann übt er sich in der einsamen Stille seines Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gefänge. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gefängen hin,

und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied. — Das ist die Historie der Meistersingekunst, das ihr Wesen und ihre Bedeutung.“

Franz und Georg hatten aufmerksam zugehört, und wenn sie bisher auch nicht die Singerei für eine bloße Kurzweil gehalten hatten, so war ihnen doch jetzt erst die hohe Wichtigkeit der Sache klar geworden. In dankbarer Nührung drückten sie dem Meister die Hand und gelobten ihm, die holdselige Kunst lebenslang zu lieben und zu pflegen. In der That waren beide fortan mehr noch als zehner beflissen, die Banarten der Singtrophe oder Weisen, deren man über hundert zählte, kennen und benutzen zu lernen. Dreimal im Jahre fanden in Nürnberg Festschulen statt, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, und ihr ganzes Bestreben war nun darauf gerichtet, am nächsten Weihnachtsfest den Meistergrad zu erlangen, vielleicht gar gekrönt zu werden.

Dies letztere war jederzeit nicht nur für den Bekrönten selbst, sondern für seine ganze Verwandtschaft und für die Kunst, welcher der gekrönte Meister angehörte, die höchste Ehre und Freude, besonders dann, wenn ihm außerdem auch das Kleinod zuerkannt wurde. Georg war glücklich bei dem Gedanken, als gekrönter Dichter und Sänger in seine Heimath zurückkehren und seine Eltern begrüßen zu können. Franz dagegen dachte stillfellig an Katharine, wie sie mit süßen Thränen im Auge seinem Gesange lauschte, wie die Meisterin ihn loben, der Meister zufrieden ihm die Hand reichen und sagen werde: „Franz, Du hast's gut gemacht.“ Dann, ja dann war die Stunde gekommen, wo er's wagen durfte, um Katharinas Liebe zu werben: dann wollte er vor ihren Eltern das Geständniß ablegen, daß sie das Mädel sei, das seine sterbende Mutter im Geiste gesehen, das er nach langem Suchen gefunden und in dem seines Lebens Glück beschlossen sei; dann wollte er's getrost aussprechen:

„So Du willst sein mit mir, will ich auch sein mit Dir
In immerwährendem Zimmer; von Dir geschied ich nimmer.“

Unter solchem Hoffen verging den Gesellen der Sommer, der Herbst; sie merkten's kaum. Es war keine leichte Sache, nach der anstrengenden Tagesarbeit den blauen und rothen Ton, ferner die gelb-Weielein-Weise, die gestreift-Safranblümleinweis, die warme Winterweis, die kurze Affenweis, die Fett-Dachsweis, den Ton Hans Vogels und dergleichen mehr zu üben und dabei die 32 Strafregelein nicht außer Acht zu lassen. Aber Lust und Liebe machte ihnen die Mühe geringe, galt es doch, ein hohes Ziel zu erreichen, das Ruhm und Glück mit sich führte. Franz war meist stille und in sich gekehrt, Georg dagegen fast ausgelassen lustig. Was sie mit einander gemein hatten, war ein sittiges Betragen, Achtung vor ihrem wackern Meister u. der Meisterin u. innige Liebe zu — Katharina. Denn auch Georg hatte allgemach des Meisters züchtiges und schönes Töchterlein in sein Herz geschlossen und begeistert von ihren Vorzügen sagte er zuweilen heiter und offen scherzend: „Die Katharine ist doch das hochherlichste Fräulein, das auf Erden wandelt.“ In heller Fröhlichkeit wagte er manches kühne Wort, das Katharine, die Augen verächtlich niederschlagend, nicht vernehmen zu wollen schien, ja er scheute sich sogar nicht, zu Zeiten seinen Arm um ihren Arm zu schlingen, während Franz schweigend und unmuhtig von ferne stand. Katharine hörte nicht ungern Georgs lustige Lieder und seine heitern Reden.

An einem schönen Herbstabende saß sie einsam unter der großen Linde im Garten. Die Luft war milde, wie an einem schönen Juliabende, Alles um sie her war still, und hoch oben vom wolkenlosen Himmel herab glänzte die friedliche Mondsichel. Die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen sinnend vor sich hingeneigt, flüsterte ihr Mund die Worte: „von Dir geschied ich nimmer!“ Ein höheres Noth leuchtete in diesem Augenblick auf ihren Wangen, durch die niedergesenkten Wimpern schimmerten Zähren, und leise Seufzer entfielen ihrer Brust. „Wem gelten diese Worte, die mein Mund lispelt?“, fragte sie sich und — wußte es selbst nicht. Anders war's in der Katharinenkirche gewesen, als sie zum ersten Mal aus Franzens Munde dieselbe vernommen; da hatte sie's bestimmt gewußt. Nun aber war ein Zwiespalt in ihr Herz eingedrungen, der sie fortwährend quälte und ihr folgte, wo sie ging und stand. Sie war nicht mehr so froh und glücklich wie zuvor.

Da trat Frau Elisabeth zu ihr und wünschte ihr einen „Guten Abend“. Frau Elisabeth aber war Meister Stiefs Ehefrau. Seitdem sie nebst ihrem Manne evangelisch geworden war, hatte sie auch öfters die Erbauungsstunden bei Hans Sachs besucht und war so in der Familie bekannt geworden. Auch gegen Abend kam sie zuweilen, um im Hause Dieses oder Jenes zu helfen und auf solche Weise sich dankbar zu zeigen für all das Gute, das sie einstmals während ihrer Krankheit genossen und das ihrem Manne zu Theil geworden war. Sie war ein anstelliges, dienstfertiges, offenes und gutes Weib und schon seit längerer Zeit war sie die Vertraute der Frau Kunigunde wie ihrer Tochter.

„Ei, liebes Katharinen, sagte sie leise, Ihr seid ja recht nachdenklich. Nehmt's nicht übel, daß ich Euch in Euren Betrachtungen störe.“

„O Ihr stört mich durchaus nicht, Frau Elisabeth. Der milde Abend hat mich hierher gelockt, und so es Euch gefällt, setzt Euch ein Weilehen zu mir. Ich dachte so eben —“

„An die drei schmucken Freier, die um Euch werben, nicht war? O das dachte ich mir gleich, als ich Euch so in Gedanken vertieft sah. Wahl bringt Qual, ist das nicht wahr? — Da ist's ganz natürlich, wenn man allein sein will, und ich finde es recht schön, in stiller Abendstunde unter Gottes freiem Himmel zu sitzen und vor seinem Angesicht im Herzen zu berathen, was zu thun und zu lassen ist. Freilich ist man trotzdem zaghaft und in Zweifeln aller Art befangen und ist nach vielem Grübeln oft nicht klüger denn zuvor. Ich denke, daß man am besten thut, dem lieben Gott solche Sach' anheimzustellen, er ist's am Ende doch, der Herzen und Hände zusammenfügt. Wenn auch bei den Heirathen die Führungen Gottes nicht immer zusehends hervortreten und oft lange Zeit dunkle Wege und uns unauflösbare Gedanken bleiben, so ist's doch ganz gewiß, daß dabei nichts geschehen kann ohne Gottes Willen, Zulassung und besondere Führung, indem ja kein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fällt. Auch auf diesem Wege ordnet der liebe Gott unsern Lebensgang, und deshalb, so rathe ich Euch, laßt nur ihn allein walten.“

„Um Gott, fuhr Katharine auf, was red't Ihr für Dinge, Frau Elisabeth! Eure Meinung vom Heirathen ist zwar recht schön, auch gut gemeint, aber ich — drei Freier! Nein, nicht einen! nicht einen einzigen!“

„Thut nur nicht so, Katharinen, als ob Ihr nichts wüßtet! Man müßte ja gar keine Augen haben, wenn man nicht sehen sollte, wie Eures Vaters Gesellen Franz und Georg in heftiger Liebe zu Euch

entbraunt sind. Und man müßte keine Ohren haben, wenn man in diesen Tagen, wo alle Leute davon sprechen, nicht gehört haben sollte, daß der reiche Gerber Zipfel sich um Eure Gunst bewirbt.“

— „Aber was reden doch die Leute für albernes Zeug, und was bildet Ihr Euch denn ein, Frau Elisabeth? Meister Zipfel kommt zu meinem Vater in Geschäften und hat mit mir kaum zehn Worte gewechselt über alltägliche Dinge. Und unsere Gesellen, das sind wackere Burschen, der Vater hat an ihnen seine Freund', und ich seh's gern, wenn es bei uns einem Jedem gefällt. Sollte ich etwa hoffärtig ihnen verbieten, mich anzusehen, oder sollte ich selbst kein Wort mit ihnen sprechen? —“

„Na, sagte Frau Elisabeth, so zürnt nur mir nicht deshalb. Es ist ja auch gar schön, daß solche schmeiche Leute um Euch werben. Ob Ihr überhaupt einen und welchen von den Dreien Ihr wählen werdet, das weiß ich freilich nicht, aber wenn Ihr mich gerade um Rath fraget, — ich meine nur so — da würd ich so antworten: Wenn Euer Herz nicht ganz bestimmt sagt: der ist's, den Gott mir bestimmt hat, dann laßt alle drei fahren. Herr Zipfel ist ein reicher Mann, hat ein schönes Haus, darin zu wohnen der König von Schottland sich nicht zu schämen braucht, und hat Geld und Gut. Aber wenn ich mir ihn so recht genau betrachte, so kommt er mir vor wie ein Zipfel, ich verschweige hent weshalb, und ich meine doch, ein so holdes Jungfräulein, wie Ihr seid, müßte einen ganz andern Mann haben, nicht einen Zipfel. Doch ich will nichts gegen ihn gesagt haben. — Georg ist ein lustiger Geselle und geht immer schmuck einher, er ist jedenfalls der schönste von den Dreien. Was für Augen! Und dabei hat er so etwas vornehmer in seinem Wesen, und was er erzählt und spricht, das klingt lieblich und weckt frohen Sinn und heitern Muth. Aber dabei ist er doch ein wenig hochmüthig und thut immer, als ob er aller Welt zu gebieten hätte und alle Welt ihm gehorchen müßte. Er wird einmal ein gewaltiger Ehemann werden. — Franz ist mir am liebsten, den kann ich am besten vertragen, das ist ein gar trenes, herziges Gemüth. Ich habe oftmals bemerkt, wie er Euch mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt die Augen zu Euch zu erheben, und daß er erröthet, wenn Ihr mit ihm ein Wortlein redet. Auch er sieht manchmal so vornehm darsin und spricht wie ein Gelehrter, aber man kann es schon verstehen, was er sagt, und 's geht Einem zu Herzen. Dabei ist er grundehrlich und gutmüthig, und Ihr solltet ihn sehen, wenn er zu uns kommt, und meine kleine zweijährige Rosel auf den Armen umherträgt, sich zusehen und schlagen läßt von dem Kinde, — man muß ihn lieb haben, und er wird sicher ein guter Ehemann werden. So sind mir denn alle drei einestheils recht, andertheils ist Manches auszusetzen. Freilich wenn Franz Zipfels Geld und Georgs lustigen Sinn hätte, da wäre er Jedem vorzuziehen. Nun liebes Katharinen, sagt mir, ob ich recht urtheile und wer Euch am besten gefällt?“

„Ach gute Frau Elisabeth, antwortete Katharine zögernd, legt mir nur nicht solche verhängliche Fragen vor. Noch keiner von den Dreien hat mich zur Frau begehrt und sollte es einmal geschehen, so würde ich ernstlich den lieben Gott um Erleuchtung bitten, damit ich mir nicht selbst die Ruthe binde für Unglauben, Thorheit und blinde Leidenschaft. Nach Zipfels Haus und Hof trage ich übrigens kein Verlangen. Franz ist mir lieb und werth, weil er ein trenes Gemüth hat und jeglicher Tugend sich befleißigt. Wahr ist, was Ihr zu seinem Lobe gesagt habt, und es ist mein Wunsch und Gebet, daß er auf Erden

glücklich werde. Aber daß Ihr Georg so scharf bewurtheilt, kann mir nicht gefallen. Ihr nennt ihn hochmüthig und seht in ihm den dereinstigen Tyrannen seines Weibes. Das ist ungerecht, Frau Elisabeth, und thut mir wehe.“

„Ei, sagte diese, da merke ich denn, daß Georg Euer Auserwählter ist. Ich hatt' es nicht gedacht. Armer Franz!“ — Sie stand auf, um fortzugehen. Katharine begleitete sie bis an die Gartenthür und sagte beim Abschiede: „Ich bitt' Euch, Frau Elisabeth, versteht mich nur nicht falsch, Franz ist mir auch recht lieb, und ich verachte ihn nicht, aber Ihr sollt mir auch den Georg nicht verachten, denn ich mag ihn wohl leiden. Wie Gott will, halt' ich still.“

Ob schon die beiden Gesellen ebenso wie Katharine sorgfältig das Geheimniß zu bewahren suchten, das ihr Herz barg, so konnte doch dem Scharfsinn und der Menschenkenntniß des Meisters nicht entgehen, was die jugendlichen Gemüther bewegte.

„Kinder, sagte er fröhlich eines Abends, höret mir zu, ich will Euch ein Lied vorlesen, das ich in diesen Tagen gedichtet habe. Merket wohl auf!

Das menschlich Herz ist einer Mahlmühls gleich.

Einmal in meiner dummen Jugend,
Eh' ich erkannt die edle Jugend
Und nur mit ander Kurzwelt umzing,
Erörreth' doch gerne seltsam Ding,
Ich frag' ein'n Doktor künzreich,
Wem des Menschen Herz wär' gleich?
Er antwort' mir fein laust und küßt:
Das menschlich Herz ist gleich einer Müh'l.
Das ehn' all' Müß Peiß mahlen thut,
Was man aufschütt' böß oder gut;
Demselbigen es Tag und Nacht
War emfänglich nachdicht' und tracht'
Mahlst und beutelt es hin und her,
So spißig und wunderbar,
Und thut sich mit stetem Nachdenken
Selbst trösten und auch oft betränken,
Sich etwan hoch in Freuden über,
Etwan sich ängstlich hart betrübet,
Jetzt ist es leicht, dann bald schwermüthig,
Bald ist es zornig, darnach gütig,
Jetzt ist es kühn, bald wieder zag;
Die Aenderung geschieht all' Stund und Tag,
Darnach man ihm aufschütt' zu mahlen,
Gut Kernen oder unnütz Schalen,
Drum, welcher Mensch in dieser Zeit
Nach dem Affekt der Sinnlichkeit
Auf Erden lebt, ist gleich einem Thier,
Der schütt' auf nach seiner Begier
Sein in Herzen in Wohlust zu leben;
In den Gedanken bleibt er stehen,
Denn wie das Herz gemahlen hat,
Folgen die Wort auch mit der That,
Welch Mensch aber läßt sein Vernunft
Regieren jetzt und in Zukunft,
Der thut selbe Gedanken ausschlagen,
Vom Herzen abreißen und jagen;
Sondern sein Herz geht damit um,
Daß er bleibt aufrichtig und fromm;
Aus dem folgt in allem Handel,
Daß er ehrlich und hieder wandel,
Darnach sprach er, so ratb' ich Dir,
Du wollest zähmen dein Begier,
Daß sie dir nit schütt' auf dein Herz,
Zu mahlen Jammer, Angst und Schmerz,
Denn laß ob dem Herzen dein
Die Vernunft selber Müh'l sein,
Daß sie die Tugend dir aufschütt,
Auf daß dein Herz und Gemüth
Mit den Gedanken sei'n umgeben,
Ehrlich und aufrichtig zu leben,
Darnach werd' all' dein Lieb und Günst
Zu ehrlicher Kurzwelt und Kunst,
Zu Weisheit, Sitten und zu Tugend,
Darin üb' deine blühende Jugend,
Weil das Herz ja nicht feiern kann,
Daß du werd' ein ehrlicher Mann,
Darnach in deinen alten Tagen
Der treuen Lehr mir thut dank sagen,
So Ehr und Ruh dir daraus machs,
Den treuen Rath giebt dir Hans Sachs.

(Schluß folgt.)

Jahres-Bericht über unsere Taubstummenschule und Waisenhaus zu Royal Oak, bei Detroit, Michigan.

Etwas über ein Jahr ist es, seitdem unsere Anstalt besteht. Sie hat einen geringen Anfang genommen. Wir, der hiesige Waisen- und Taubstummenschule-Verein, kauften vor einem Jahre ein Stück Land von etwa 23 Acker in dem Städtchen Royal Oak, etwa 12 Meilen von hier. Auf diesem Lande befand sich ein schon etwas baufällig gewordenes Framehaus, in dem aber die Familie des Pastor Speckhard, unseres Waisenwatters und Taubstummenschullehrers, nebst zwei taubstummen Kindern und einigen Waisenkindern Platz fand. Wir wußten damals noch nicht, was der liebe Gott mit unserer Anstalt anfangen würde, ob er sie nämlich vornehmlich für Taubstumme bestimmen würde oder vornehmlich für Waisenkinder. Hätten wir freilich damals schon gewußt, daß man auch schon in jener Zeit ein Waisenhaus in Addison zu errichten beschloßen hatte, wir hätten vielleicht nie beschloßen, auch ein Waisenhaus hier zu gründen, und so wäre dann auch das herrliche Project, eine Taubstummenschule zu gründen, nicht ausgeführt worden.

Die Zahl der Taubstummen mehrte sich bald in unserer Anstalt und auch einige Waisenkinder kamen hinzu, sodaß wir schon im vorigen Winter mehr Raum schaffen mußten. Es wurde noch im November ein Framegebäude in Angriff genommen und im Winter nothdürftig hergerichtet, daß die neuangemeldeten Taubstummen und Waisenkinder aufgenommen werden konnten. Der Bau kostete freilich, da er im Winter aufgeführt werden mußte, etwas mehr als er sonst gekostet haben würde. Jetzt hat sich die Zahl der Taubstummen so gemehrt und das Institut hat auch allenthalben solchen Anklang gefunden, daß es offenbar ist, die Anstalt soll mehr ein Taubstummen-Institut werden als ein Waisenhaus. Es sind jetzt 14 taubstumme Kinder in der Anstalt und 7 sind noch angemeldet, die auch gerne sogleich eintreten würden, wenn nur Raum da wäre. Das wären also 21 taubstumme Zöglinge in einem Jahr! Sobald unsere Anstalt nur noch mehr bekannt sein wird, auch außerhalb der Synodalconferenz, wird sich die Schülerzahl ohne Zweifel in kurzer Zeit bedeutend vermehren.

Auf Pfingsten wurde ein taubstummes Mädchen, das Past. Speckhard schon vorher, ehe unsere Anstalt errichtet war, einige Jahre privatim unterrichtet hatte, in der Kirche zu Royal Oak vor versammelter Gemeinde und vielen Gästen aus den hiesigen Gemeinden confirmirt. Die Confirmandin zeigte bei der Prüfung, daß sie den kleinen Katechismus Luthers gut gelernt hatte, und sie konnte von ihrem Glauben Rechenschaft geben, wie dies mancher Confirmand, dem doch die Sprache und das Gehör nicht fehlt, nicht vermag. Sie kann das Wort Gottes in der Bibel lesen und ziemlich verstehen. Auch andere für das Leben nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten hat sie sich erworben.

Waisenkinder sind jetzt 11 in der Anstalt. Es sind lauter Halbwaisen. Auch ein taubstummer Knabe ist eine Waise.

Bis jetzt war Herr Pastor Speckhard in der Anstalt Hausvater, Lehrer der Taubstummen und Waisenkinder, Hausverwalter, Pastor und Schullehrer der Gemeinde in Royal Oak, kurz, er war Alles in Allem. Ebenso hat sich die Frau Pastorin mit ihrer Tochter, Frä. Emma Speckhard, in edler, uneigennütziger Weise und mit christlicher Liebe der Sache hingegeben. Ohne fremde Beihilfe sind sie bis

jetzt der ganzen Hauswirthschaft vorgestanden. Der Herr, der gesagt hat: Was ihr gethan habt dieser Geringsten einem, das habt ihr mir gethan, der wird's ihnen in Gnaden gedenken.

Ein Knecht mußte um das Stück Landes willen angestellt werden. Der Obstgarten, Gemüsegarten, Gras, Korn u. s. w. ist unter seiner Hand durch Gottes Segen herrlich gediehen.

In der Anstalt herrscht bis jetzt, Gottlob, gute Gesundheit. Es ist noch kein ernstlicher Krankheits- oder Unglücksfall vorgekommen. Taubstumme und Waisenkinder leben glücklich und friedlich beieinander wie Brüder und Schwestern. Wer einen Besuch da macht, bekommt den Eindruck, die Kinder fühlen sich alle da ganz zu Hause und wie daheim. Besonders die Taubstummen haben eine solche Liebe zu ihrem Vater Speckhard, sie sind so gern bei ihm in der Anstalt, daß an Heimweh gar nicht zu denken ist. Sie merken ohne Zweifel, daß sie da etwas lernen, das ihnen sonst Niemand beibringen kann und das für sie für das ganze Leben von der größten Wichtigkeit ist. Eltern, die taubstumme Kinder haben, können daher versichert sein, daß ihre Kinder, wenn sie dieselben dieser Anstalt übergeben, bei Pastor Speckhard gut versorgt sind. Sind die Kinder einmal einige Tage in der Anstalt, so wollen sie um keinen Preis mehr hinweg, auch wenn es ihnen frei gestellt würde, wieder hinweg zu gehen.

Doch es muß nun auch über eine wichtige Veränderung berichtet werden, die noch in diesem Jahre mit Gottes Hilfe mit unserer Anstalt vorgenommen werden soll. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es wünschenswerth wäre, wenn unsere Anstalt sich nur mit Taubstummen befassen würde. Die vollsinnigen Waisenkinder können von den Taubstummen nichts lernen. Im Gegentheil die Taubstummen lernen Manches von den Waisenkindern, was sie nicht lernen sollten. Die Waisenkinder müssen auch ganz anders unterrichtet werden als die Taubstummen. Es ist daher wünschenswerth, daß beide Anstalten ganz von einander getrennt werden. Da nun die Brüder in Nord-Illinois, in und bei Addison und Chicago, ein geräumiges Waisenhaus zu bauen im Begriff sind und sich freundlich erboten haben, unsere Waisen in ihre Anstalt aufnehmen zu wollen, so haben wir auch auf den Rath und mit der Zustimmung anderer verehrter Personen in unserer Synode beschlossen, das Anerbieten mit Dank anzunehmen und unsere Waisenkinder sobald als das Gebäude in Addison vollendet sein wird, dorthin zu bringen und jener Anstalt zu übergeben. Wir werden jedoch auch ferner fortfahren, Waisenkinder in unsere Anstalt aufzunehmen, sie aber dann, so oft es Gelegenheit gibt, nach Addison senden. Sollte es sich später herausstellen, daß auch hier noch ein Waisenhaus nöthig werden wird, so können wir ja später noch immer auch hier das gute Werk wieder aufnehmen.

Wir wollen aber nun unsere ganze Kraft der Taubstummen-Anstalt zuwenden. Zunächst soll ein Gehilfe für Pastor Speckhard angestellt werden, bei dem die Kinder auch etwas englisch lernen. Ferner soll mit Gottes Hilfe dies geschehen. Es ist uns allen klar geworden, daß diese Anstalt der großen deutschen Bevölkerung dieses Landes näher gelegt werden sollte, so daß sie noch mehr auch außerhalb unserer Synodalconferenz bekannt werden kann. Sind wir doch mit unserer Anstalt dazu da, um armen Taubstummen, wer sie auch sein und woher sie auch immer kommen mögen, zu dienen, vornehmlich zu ihrem ewigen Heil. Auch hier gilt: Nöthige sie, herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde. Dies kann aber geschehen, wenn unsere Anstalt ent-

weder in oder doch ganz nahe an eine große Stadt verlegt wird. Da nun ein Amerikaner, Herr Norris, uns ein Stück Land ganz in der Nähe von Detroit in Norris, einem kleinen aufblühenden Städtchen sechs Meilen von hier an der Bay City Eisenbahn, fast zum Geschenk angeboten hat, so haben wir beschlossen, die Anstalt dahin zu verlegen. Das Stück Land, das uns Herr Norris überläßt, ist ein zwanzig Acker Stück; es befindet sich darauf ein noch brauchbares Wohnhaus, eine große Scheune, ein Obstgarten u. s. w. Es ist nun freilich eine Hypothek (mortgage) auf dem Lande von etwa \$1000, die wir mit übernehmen müssen, die aber durch Subscriptionen von Einwohnern des Städtchens und der Umgegend schon jetzt fast gedeckt ist. Wir haben das Geschenk, nachdem auch die umliegenden Gemeinden zur Verlegung unserer Anstalt nach Norris alle ihre Zustimmung gegeben haben, mit Dank angenommen. Es läßt sich die Anstalt von hier aus viel leichter versorgen, die nöthigen Bauten lassen sich viel leichter bewerkstelligen u. s. w., als zwölf Meilen von hier. In kurzer Zeit kann man ohne viele Auslagen mit der Eisenbahn, oder auch mit einem Pferd, oder auch zu Fuß, wenn man eine jetzt im Bau begriffene, in der Richtung hin eine ziemliche Strecke laufende Straßen-Eisenbahn benutzen will, hin und zurück gelangen.

Hier in Norris soll nun, so Gott will, noch dieses Spätjahr, wenn irgend möglich, ein Gebäude aufgeführt werden, in dem Raum genug sein soll, wenigstens für mehrere Jahre. Der Superintendent der Bay City Eisenbahn hat uns auch auf die Empfehlung des Herrn Norris hin zugesagt, er wolle alles Baumaterial, das wir auf der Bay City Eisenbahn herbeischaffen können, unentgeltlich und nur mit Anrechnung der Auslagen, herbeifahren. Auch sonst hat uns Herr Norris auf alle mögliche Weise zu unterstützen versprochen. Zwar haben wir nun zu einem großen Bau kein Capital an Hand, aber wir habendoch, gedrungen durch die Noth, und im Vertrauen auf Gott beschlossen, den Bau zu beginnen und noch dieses Jahr, wo möglich, zu vollenden, oder wenigstens unter Dach zu bringen und einige Zimmer darinnen wohnlich einzurichten. In Royal Oak müßten wir, wenn wir über Winter bleiben wollten, unnöthig für einen Nothbau, Keller u. c. Geld ausgeben.

Es versteht sich von selbst, daß wir nun auch um die Hilfe unserer Brüder bei dem Bau bitten müssen. Zwar die Stockung der Geschäfte und der Verdienste bei den Kaufleuten und Arbeitern in der Stadt ist uns jetzt nicht günstig. Aber wir bitten auch nicht um viel. Wenn uns alle die in dem Bereiche unserer Synodalconferenz, denen der Herr das Herz für die Sache rührt, nur ein Scherflein, das sie haben, zukommen lassen wollten für die gute Sache, so würde das schon viel ausmachen. Dazu haben wir, weil eben die Zeiten jetzt so drückend sind, für einige Tausend Dollars Actien drucken lassen, die Actie zu \$10, zahlbar spätestens in fünf Jahren, natürlich ohne Zinsen. Könntest Du da, lieber Bruder, dem der Herr etwas Vermögen gegeben hat, nicht eine oder zwei Actien, oder wie Du willst, nehmen, d. h. auf Grund einer solchen Actie uns \$10 leihen, das Dir vielleicht in zwei Jahren, oder spätestens in fünf Jahren wieder zurückbezahlt werden soll? Damit würdest Du ein treffliches Werk unterstützen. Gewiß würde Dir's der Herr in Gnaden gedenken. Willst Du etwas thun, so gehe zu Deinem Pastor, der wird die Sache besorgen. Oder Du kannst auch direkt an den Unterzeichneten, oder an Past. Speckhard selbst schreiben unter der Adresse:

Rev. G. Speckhard,
Royal Oak,
Oakland Co.,
Mich.

Dem Herrn Jesu Christo aber, des die Sache ist, dem sei alles befohlen. Der Herr unser Gott fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja, das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Adresse:

J. A. Huegli,
Pastor zu Detroit,
No. 377 Gratiot Ave. Mich.
Detroit, den 5. Sept. 1874.

Erster Cassenbericht

des ev. luth. Waisen- und Taubstummen Unterstützungs-Vereins zu Detroit, Michigan.

I. Einnahmen vom 9. Mai '73 bis 14. März '74.
Milde Gaben erhalten in baar Geld... \$1759 85
Für Kost und Unterricht taubst. Kinder 132 75
Produkte von der Farm... 12 05
Anleihen auf unbest. Zeit ohne Zinsen 444 50
" " bestimmte Zeit mit " 1050 00

Summa... \$3399 15

II. Ausgaben vom 11. Juni '73 bis 13. März '74.
Bezahlt als 1. Zahlung an Grundeigenth. \$1000 00
" Anleihe auf unbestimmte Zeit.. 210 00
" Gehalt an Hrn. P. Speckhard
nebst Kosten für Umzug... 226 78
" Reisekosten für Collektooren u. s. w. 57 30
" Lebensmittel... 443 28
" 2 Kühe, 1 Kind, 4 Schaafe... 91 50
" Arbeit auf der Farm... 17 86
" Defen, Utensilien, Möbel... 111 79
" Bau eines neuen Hauses... 1206 00

Summa... \$3364 51

III. Schulden lasten auf dem Institut wie folgt:
Hypothek auf Grundeigenthum... \$2500 00
Anleihe auf bestimmte Zeit... 1050 00
" " unbestimmte Zeit... 234 50
An Baumeister des Neubaus... 322 66
An verschiedene Personen... 115 92

Summa... \$4223 08

Anmerkung. Obiger Cassenbericht geht nur bis zum 14. März 1874. Seitdem sind bedeutende Beiträge eingegangen und auch Schulden bezahlt worden, wie das der nächste Cassenbericht ausweisen wird.

E. Beher,
Secretär.

Kirchenweihung.

Dem eifrigen Bemühen des Herrn Pastor Hölzel in Ripon war es gelungen, die durch Sectiver hart bedrängten Glieder unserer Kirche in und um Brandon, Fond du Lac Co., seit letzte Weihnacht zu sammeln und zu einer Gemeinde zu vereinigen. Zählte diese auch nur etwa 20 Familien, so faßte sie doch den muthigen Entschluß, da ein passendes Lokal zu den gottesdienstlichen Versammlungen fehlte, ohne Säumen an den Bau einer Kirche zu gehen. Dieser Entschluß wurde denn auch im Laufe dieses Sommers ausgeführt und mit einem Kostenaufwande von nahe an \$1500 ein Kirchengebäude von 30 bei 40 Fuß und entsprechender Höhe hergestellt, groß genug, auf Jahre hinaus dem Bedürfnis der Ge-

meinde zu genügen. Aber man hatte noch „hart schaffen“ müssen, alle Arbeit am Kirchlein bis zum festgesetzten Tage der Einweihung, zum 16. S. p. T. zu vollenden. Doch war Alles noch rechtzeitig fertig geworden und der Herr muß wohl selber Freude an dem Werke der lieben Gemeinde gehabt haben, denn einen schöneren und sonrigeren Tag, nach Tagen des Stürmens und Regens, hätte Er ihnen zu ihrer Kirchweih nicht geben können. Es war eine rechte Lust für uns Pastoren, in der Morgenfrische des Tages, von Ripon aus durch die hellbeglänzte Herbstlandschaft dem Festorte zuzufahren. Und wir fuhrten nicht allein des Weges: zahlreiche Glieder aus den Schwester-Gemeinden: Fairwater, Ripon und Rosendale eilten demselben Ziele zu, um der Festgemeinde ihre freudige Theilnahme zu bezeugen und mit ihr zu feiern. So fanden wir denn auch die Kirche gedrängt voll; selbst Methodisten und englische Leute hatte die Kirchweih herbeigelockt. Der Fest-Gottesdienst wurde eröffnet mit dem Liede: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend, worauf der Pastor der Gemeinde, unter Assistentz des Herrn Pastors Endeward aus Berlin und des Unterzeichneten, den Weihact vornahm, indem er die Kirche als Zionsmuel-Kirche, dem Dienste der heiligen Dreieinigkeit übergab. Derselbe leitete auch nach dem Gesang: O heil'ger Geist, kehre bei uns ein, die Sonntags-Liturgie. Dem Unterzeichneten war der Auftrag geworden, die Weihe-Predigt zu halten, so versuchte derselbe auf Grund von Micha 4, 1—4, die Herrlichkeit der Kirche Christi zu preisen: Wie fest und sicher der Bau, wie groß ihr Umfang und wie segensvoll ihre ganze Einrichtung. Nachdem Herr Pastor Endeward dann noch eine treffliche Predigt über Joh. 3, 16. gehalten, wurde der Gottesdienst von dem Herrn Pastor Hölzel mit dem Segen des dreieinigen Gottes geschlossen. So endete die schöne Feier gegen 2 Uhr Nachmittags und Jeder zog wieder seines Weges.

Wolle denn der Herr der Kirche das Häuflein Seiner Befehmer in Brandon und Umgegend feiner segnen und es je mehr und mehr stark werden und wachsen lassen nach Innen und Außen.

J. A. Hojer.

Kirchweih.

Der 6. September d. J. war für die ev. luth. Bethlehems-Gemeinde in Hortonville, Outagamie Co., Wis. ein Dank- und Freudentag, denn nach Tagen schwerer Heimsuchung, die über die genannte Gemeinde ergangen waren, schenkte ihr der Herr einen freundlichen Sonntag.

Im Jahre 1870 bildete sich hier in Hortonville eine ev. luth. Gemeinde, aus acht Familien bestehend. Unter schweren Opfern bauten diese Leute noch in demselben Jahre eine Kirche, welche am 9. Sonntag n. Trinitatis dem Dienste des dreieinigen Gottes geweiht wurde. Mit einem dankerfüllten fröhlichen Herzen stand die Gemeinde damals vor dem Angesicht ihres Herrn; hatte der Herr ihnen doch ein Bethlehem, ein Brothaus geschenkt, worin sie fortan mit dem Brote des Lebens sollten gespeiset werden.

Aber die Freude sollte nicht lange dauern. Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse verzehrte am 12. Mai des Jahres 1873 in wenigen Stunden eine Feuersbrunst das der Gemeinde so lieb gewordene Gotteshaus. Weinend und klagend stand die Gemeinde vor dem Schutte ihres Bethlehems, fragend, Was soll nun werden? Keine Versicherung deckte den so schweren Verlust. Dazu ruhte noch eine sehr bedeutende Schuld auf dem abgebrannten Gottes-

hause. Auch war die Gemeinde in dem Jahre 1871 in die Hände eines untreuen Hirten gerathen, d. kein Wort des Trostes, kein Wort der Ermunterung für die so schwer Heimgesuchten hatte, sondern statt dessen am ersten Sonntag nach dem Brande mit der Gemeinde Streit suchte.

Aber der getreue Herr gedachte an seine Bethlehemsfinder. Auch hier bewährte sich das Wort: Wenn du durchs Feuer gehst, sollst du nicht darin umkommen. Da sich der eigne Hirte der Gemeinde in ihrer Noth nicht annahm, so erweckte Gott der Herr andere Hirten, die der Gemeinde in ihrer Bedrängniß zu Hilfe eilten. Sie brachten die Noth der armen Bethlehems-Gemeinde zur Kenntniß der ganzen Kirche. In Folge dessen sind aus der Nähe und aus der Ferne manche Liebesgaben eingegangen, (im Ganzen gegen \$800) und wurde die Gemeinde in den Stand gesetzt, ein neues Bethlehem zu bauen. Dasselbe wurde nun am 6. September dem Dienste des dreieinigen Gottes geweiht.

Vom herrlichsten Wetter begünstigt, hatten sich von Nah und Fern sehr viele Gäste eingefunden; namentlich war New London und Greenville sehr zahlreich vertreten.

Um halb zehn Uhr Vormittags begann der Fest-Gottesdienst. Nach Absingung einiger Verse aus dem Liede: Thut mir auf die schöne Pforte, hielt der Unterzeichnete vor dem Gotteshause eine kurze Ansprache über Ps. 118, 24, worauf das neue Gotteshaus bezogen wurde. Dasselbe ist ein Gebäude von 30 bei 45 Fuß mit vorspringendem Thurm von 80 Fuß Höhe. Das Gotteshaus, obgleich sehr geräumig, konnte die Menge der Festgäste nicht fassen und ein gut Theil mußten draußen bleiben.

Nachdem der Ortspastor den Weihact vollzogen und das Weihgebet gesprochen hatte, bestieg Herr Pastor Spehr aus Sheboygan, Wis., als erster Pastor und Gründer der hiesigen Gemeinde, die Kanzel und hielt die Einweihungspredigt über das Kirchweih-evangelium. Er predigte über den Einzug des Herrn in Gemeinde, Herz und Haus. Er behandelte dabei die Fragen: Zu wem kommt der Herr? Was will der Herr?

Der Vormittagsgottesdienst schloß mit dem Liede: Nun danket alle Gott, welche die Festgemeinde stehend sang. Nach Schluß des Gottesdienstes wurden die Festgäste auf das beste und reichlichste im alten Kirchenlocale bewirthet.

Am Nachmittage war die Kirche nochmals überfüllt. Herr Pastor Sprengling aus Center predigte über Sacharja 6, 11—13.: Unter ihm (dem Manne) wird es wachsen. Nach der Predigt wurde die erste Taufe im neuen Gotteshause vollzogen.

Der Gesang wurde mit Orgelspiel begleitet. Durch bedeutende Gaben einzelner Gemeindeglieder war die Gemeinde in den Stand gesetzt worden, ein schönes Kirchen-Melodion anzuschaffen. Der barmherzige Gott schenke seine Gnade, daß in unserem dem Herrn geweihten Bethlehem Gottes Wort stets lauter und rein gepredigt und die Sacramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden! Damit unser Bethlehem ein rechtes Brothaus sei und immer mehr werde!

Der barmherzige und getreue Gott aber, der den kalten Trunk Wasser, der in seinem Namen gereicht wird, nicht belohnt lassen will, der segne und erquickte Alle, die meiner Gemeinde in ihrer Noth so freundlich gedachten und mit Liebesgaben unterstützten! Im Auftrage meiner Gemeinde sage ich Allen den herzlichsten Dank und rufe ihnen zu: Gott vergelt es Euch!

L. Wensfle, luth. Pastor.

Kirchliche Chronik.

Geldklemme. Die katholische Kirche gilt für sehr begütert oder reich; sie hat immer Geldmittel, wo sie unsrer Kirche ausgehen. Indes werden in neuerer Zeit doch etwas starke Ansprüche an ihren Säckel gemacht, allermeist für den „gefangenen“ Papst, nun auch für die „verfolgten“ ausgepöbelten und eingekerkerten Bischöfe und Priester. Die Willigkeit zu geben wächst mit der Steigerung der Gaben. Das empfinden auch die ultramontanen Zeitungen schmerzlich. Die eine und die andre schießt sich schon an auf einen Abschied an die Leser. „Die Fuldaer Zeitung, klagt diese selber, könnte recht gut 3000 Leser haben, und hat noch keine 1500! Dieselbe Klage führen alle katholischen Blätter. Die katholischen Blätter haben keinen Reptilienfond, sie haben auf keinerlei Unterstützung von Seiten der Regierung zu rechnen.“ Außerdem muß man in Aufschlag bringen, daß die Kosten der Zeitungen zu etwa zwei Drittel von den Ankündigungen und Inseraten bestritten werden müssen, wenn sie sich halten sollen. Wer schießt aber gern Inserate zur allgemeinen Verbreitung in Zeitungen, die einen schroffen und darum beschränkten Leserkreis haben? (Münkel.)

Siegeshoffnungen. Die ultramontane „Germania“ überrascht uns wieder einmal mit einer Siegesbotschaft. Sie schreibt in ihrem Briefkasten: „Eine größere Anzahl protestantischer Anfragen bezüglich beabsichtigter Convertirung (Bekehrung) zur katholischen Kirche, welche in den letzten Wochen namentlich aus Pommern, Brandenburg und dem Königreich Sachsen an uns gerichtet worden sind, weisen wir hierdurch an die zuständigen katholischen Seelsorgsgeistlichen als an die einzig richtige Adresse.“ Also macht die muthige und geschlossene Vertheidigung der Katholiken schon tiefen Eindruck bei Protestanten! Wohl zu glauben! Aber warum wenden sich diese behufs ihres Uebertrittes an eine Zeitung? Das kann doch nur die Absicht haben, ihnen Mittel und Wege, geeignete Personen zu ihrer Bekehrung anzugeben. Was ihnen dagegen die Germania rath, sich an den nächsten katholischen Priester ohne Unterschied zu wenden, kann jeder Protestant sich selber sagen. Es sieht darnach aus, als wenn die Germania ihnen nicht recht traut, und sie nur los werden will. Der Bischof Martin von Paderborn hatte gleichfalls Briefe von mehreren sächsischen Geistlichen, die übertreten wollten. Es ist aber ganz stille davon und noch nicht aufgeklärt, wer sich den Scherz mit dem Bischöfe erlaubt hat. Die „größere Anzahl protestantischer Anfragen“ können wir daher auf sich beruhen lassen, bis wir Thaten sehen.

Wir kennen die Germania hingänglich, und brauchen nur zu lesen, was sie im Folgenden sagt: „Das katholische Volk rückt nunmehr in den Kampf vor. Was mit der ultramontanen Geistlichkeit bisher geschehen, das war, wenn man will, nur Recognoscierungsgefecht, Plänkerei und Schiffswechseln mit Tirailleurschwämmen. Jetzt heißt es: auf der ganzen Linie avanciren! Jetzt treten die geschlossenen Colonnen in's Feuer, jetzt wird's in den Massen lebendig. Hinter der Linie steht noch eine zahllose Landwehr und dann ein ebenfalls nicht zu verachtender Landsturm. Und mit diesen Heeresmästen wollt ihr papierernen „Kulturkämpfer“ fertig werden? Versucht nur! Die Geschichte wird keine Siege auf eurer Seite zu verzeichnen haben!“ Das ist nicht die Sprache des Siegesgewissens, sondern des Prahlens, der seine Bangigkeit sich und andern wegpflanzen will. (Münkel.)

Alle liberalen Zeitungen, fast ohne Ausnahme, von der größten herab zu der kleinsten, predigen Tag für Tag, daß die Orthodogie mit der modernen Civilisation sich nicht vereinigen lasse, daß die christliche Kirche nichts beitrage zum Fortschritt der Menschheit, daß die biblische Offenbarung von der menschlichen Wissenschaft auf allen Gebieten längst überholt und als Unwahrheit erwiesen sei. Die Schöpferthat Gottes zu leugnen, ist das erste Erforderniß der Bildung; die Abstammung der Menschen vom Thiere zu glauben gehört zum guten Ton und die Hypothesen eines Darwin und Hückel als erprobte Beweise anzustimmen gilt für eine Probe der Wissenschaftlichkeit. Wo aber einmal die Leugnung oder Verleugnung der christlichen Grundwahrheiten zum guten Ton gehört, da ist bald jedes kirchl. Bekenntniß ein Gegenstand des Hasses. Wo man den antichristlichen Liberalismus als Grundlage der Politik und als Richtschnur für die Staatseinrichtungen gelten läßt, da muß bald jede kirchliche Organisation als staatsgefährlich hingestellt werden. Daher die heftige Feindschaft des Liberalismus gegen jedes christliche Bekenntniß, gegen das evangelische sowohl als gegen das römisch-katholische. Dies ist so selbstverständlich, daß es in keinem Parteiprogramm zu stehen braucht; denn es ist schon von vornherein die persönliche Gesinnung der meisten Wortführer im liberalen Lager, und überdies ist es sowohl die natürliche Grundlage als auch die unerbittliche Consequenz des liberalistischen Prinzips. Nichts ist zu albern, um nicht von der liberalen Presse auf den Schild gehoben zu werden, wenn es nur der biblischen Wahrheit widerspricht. Da aber das biblische Christenthum die einzige Quelle wahrer Sittlichkeit, der einzige Halt für die Moral des Volkes ist, so wird durch dieses Gebahren des Liberalismus die Grundlage unserer Volkskraft unterwühlt; das Volk wird dem sittlichen Verderben entgegengetrieben. Als Beispiel, sagt die „Südd. Reichsp.“, können die neuesten Vorgänge auf dem Gebiet der Ehegesetzgebung und der Kirchenpolitik dienen. Die Entchristlichung der Jugend ist das theils bewusste, theils unbewusste Ziel, welchem man entgegenreibt. Die vielfachen Bekenntnisse in Lehrzeitungen und Lehrerverfammlungen beweisen, daß dieses Ziel von vielen, namentlich von den Wortführern mit vollem Bewußtsein angestrebt wird. Den Religionsunterricht wagt man noch nicht aus der Schule zu verbannen. Man kann ihn ja so geben, daß er schlimmer ist als gar keiner, und kann die Zahl der Unterrichtsstunden auf zwei oder eine in der Woche herabmindern. Das seiner Zeit in Augsburg ergangene Verbot an die protestantischen Lehrer, Bibelsprüche, Katechismus- und Gebetbuchlieder auswendig lernen zu lassen, hat auf Verlangen der bairischen Generalsynode wieder aufgehoben werden müssen. Vorläufig begnügt man sich, was Baiern betrifft, noch mit der gemischten Schule. Zuerst werden die Schulpfänger ohne Rücksicht auf die Konfession gebildet und die Schule da, wo keine andere Konfessionsschule daneben besteht, von Rechts wegen für eine gemischte erklärt; thatsächlich freilich behält die Schule ihren konfessionellen Charakter nach wie vor, aber die konfessionelle Minderheit ist ihres Anspruchs auf eine eigene Schule beraubt, und das ist im Namen der Freiheit. Sodann wird da, wo es zweierlei Konfessionsschulen nebeneinander gibt, den politischen Gemeindeorganen das Recht eingeräumt, über den konfessionellen Charakter zu beschließen und die Vereinigung jener Schulen zu fördern; thatsächlich behält auch hier die Schule größtentheils den konfessionellen Charakter der Mehrheit, aber die Min-

derheit verliert ihre seitherige Schule, und das im Namen der Freiheit und Selbstverwaltung. So hat man es schon anderwärts gemacht, so macht es z. B. auch die bairische Verordnung vom 29. Aug. 1873. Weil aber diese erzwungene Vereinigung den vorgeschützten konfessionellen Frieden nicht bringt, sondern im Gegentheil überall wo man sie ausführen will Streit und Hader schafft, und weil deshalb die wenigsten Gemeinden von dieser Ermächtigung Gebrauch machen, so hat die badische Abgeordnetenkammer am 17. Juni 1874 die gesetzliche, d. h. zwangsweise allgemeine Einführung gemischter Schulen gefordert, natürlich auch wieder im Namen der Freiheit und Selbstverwaltung. Und das alles geschieht angesichts des westfälischen Friedens, welcher den Protestanten den Besitz ihrer Konfessionsschulen sichert! Die allgemeine Lehrerversammlung von 1874 beschließt reichsgesetzliche Regelung des Schulwesens und Einführung gemischter Schulen, und der Reichskanzler bringt es über sich, auf ihren Gruß zu antworten: Herzlichen Dank den treuen Kampfgenossen! Wahrlich, es ist traurig weit gekommen.

(Luthardt.)

Pio nono denkt wie jeder vernünftige Sterbliche bei diesen schlechten Zeiten an's sparen. In Italien hat er 100 Bischöfe zu erhalten, die von der kgl. Regierung nicht anerkannt sind. Die kosten ihm monatlich jeder 500 — 700 Franks; macht, gering angeschlagen, jährlich 600,000. Außerdem sind viele Pensionen zu zahlen an ehemalige Beamte und Offiziere. Dazu sein jetziger Hofstaat, Leibgarden u. s. w. Viele verjagte Mönche und Nonnen kommen nach Rom, wollen leben und von ihm was haben. So hat der heilige Vater den Beschluß gefaßt, die Gehalte der Cardinale und hohen Beamten zu vermindern, zumal sie auch nicht mehr öffentlich Staat machen sollen mit Galawagen und dergl. Manche haben heut eigentlich gar nichts mehr zu thun. Diejenigen, welche unter diesen Ersparnißrückichten zu leiden haben, suchen nun den Papst zu bewegen, die ihm vom italienischen Garantie-Gesetz bestimmte Summe anzunehmen. Das würden jetzt schon 10 Millionen sein. Aber Pio nono will von der Revolutions-Regierung keinen Pfennig nehmen.

(Immanuel.)

Nach dem Attentat auf Fürst Bismarck veranstaltete der evang. Badeprediger in Rissingen, Johs. Wiesinger, einen Dankgottesdienst. Seine bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte hat er im Druck veröffentlicht („Gotteswege.“ [Erlangen 1874. Deichert.]). Hier lesen wir u. a.: „Ach, wenn wir einen Augenblick uns vorstellen, das Unbestück des fanatisirten Meuchelmörders wäre nicht mißlungen — er der Deutschlands Stolz, dem keine Nation der Erde einen Gleichen an die Seite zu stellen hat, läge vor uns hingemordet — großer allmächtiger Gott! wie wäre da die Krone von unserm Haupte abgefallen, wie lägen wir vor dir im Staub, im namenlosen Schmerz und Jammer uns abringend nach einem Trostschimmer, der die entsetzliche Nacht solcher Trübsal uns erhelle. Und nun da wir diesen furchtbaren Gedanken von uns schüttern, wie eine Centnerlast, die uns erdrücken wollte; — Herr wir sind unwürdig und viel zu gering all der Barmherzigkeit und Träne, die du heute an uns gethan hast.“ „Theilnehmen mit Herz und Mund müsse ein jeder an seinem geringen Theil an der großen Arbeit des Reichskanzlers, mitbauen an seinem edlen Werke, mitkämpfen an seinem schweren Kampf zu Gottes Ehre und zum Heil des Volkes.“ — Wir aber sagen: werdet nicht der Menschen Knechte.

Todesanzeige.

Am 31. Aug. starb im Glauben an seinen Heiland, Jonas F. Barndt. Derselbe war im eigentlichen Sinne der Wiener im Nordwesten von Milwaukee. Im Jahre 1836 von Pennsylvania hierher emigriert, hat er sich als erster Ansiedler hier niedergelassen. Durch stete Bereitwilligkeit zu helfen und zu rathen hatte er sich viele Herzen gewonnen; und die Gemeinde, der er angehörte, hat seinen geringen Verlust durch sein Hinscheiden erlitten. Dies die allen Lesern des Gemeinde-Blattes, die ihn etwa gekannt, zur Nachricht. S.

West Granville, Milwaukee Co., Wis.

Conferenz-Anzeige.

Die nördliche Konferenz der Wisconsin-Synode versammelt sich, D. V. am 27. und 28. Oktober in Centreville.

Gegenstände der Besprechung: Exegese von Epheser 1, 1. ff. und Fortsetzung der Besprechung der Thesen über evang. Praxis. C. Dowdat.

Northwestern University,

Watertown, Wis.

Das neue Schuljahr der Northwestern University soll, so Gott will, am 8. September (nicht, wie im Katalog angegeben ist, am 14. September) 1874 seinen Anfang nehmen. Die Anstalt besaßt zwei Abteilungen, eine Kialschule und ein nach deutschem Muster eingerichtetes Gymnasium mit siebenjährigem Kurs, an welchen beiden sechs Lehrer thätig sind. In Betreff der Aufnahme-Bedingungen wende man sich an F. W. A. Hoff, Inspektor.

Einführung.

Nachdem Herr Pastor M. Stuelpnagel, bisher Mitglied der Ghrw. Missouri-Synode, einem ordentlichen Beruf, von der ev. luth. Zion-Gemeinde zu West-Albany, Minn., gefolgt, wurde derselbe, im Auftrage des Ghrw. Präsidiums der Minnesota-Synode, durch den Unterzeichneten, am 15. Sonntag n. Trinitatis d. J. eingeführt.

Schlecht und Recht behüte Hirt und Herde.

Adresse: Rev. M. Stuelpnagel, West-Albany, Wabashaw Co., Minn.

L. F. F. rev.

Nachtrag und Berichtigung.

Im diesjährigen Synodalbericht der Minnesota-Synode ist aus Versehen der Parochialbericht des Herrn Pastor Wolfert in Inzer-Grove, Minn., nicht mit abgedruckt worden. Derselbe lautet:

Gemeinde 1, Taufen 20, Confirmanden 10, Abendmahls-gäste 299, Beerdyt 10, Gemeindefchulen 1, Fir innere Mission und Synodalkasse \$50, Feidenmission \$30.64, Pfarr-wittwenkasse \$4.26.

Folgende Druckfehler möge man freundlich anmerken: Auf Seite 20 unten lies: v e r p ö n t e, anstatt vergönnte. S. 29 oben lies: m i t t e l b a r, anstatt unmittelbar. S.

Briefkasten.

Briefe empfangen von den Pastoren Siegler (3), G. Denninger, Dr. Neg, Seifert, Gesselmann (2), Waggager, Frey, Reichenbender, Prof. Jakobien, Diele, Brockmann, Hugel, Woldehnke, Prof. Ernst, Neumann, Hoops, Siefer (2), Dowdat.

Herrn G. Rhode [2], Stud. Denninger, G. v. Briesen, F. Lübbe, M. G. Duelle, D. Engelbrecht, L. Volkering, W. Weltmann, F. Köhn, F. Schüger, G. Steiger, G. Schulz. P. T. M. in F. d. L. — Rechnung stimmt; noch etwas übrig. Freuen uns über die in Aussicht gestellte Zuzugung. G. N. in B. M. — Schönen Dank. Sie mögen Recht haben; ich sehe die Sache auch ziemlich so an. R. A.

Quittung und Dank.

Von Lesern des „Gemeinde-Blattes“ durch Herrn Pastor Adelberg, für unsere Taubstummen-Anstalt in Royal Oak, Mich., \$18 erhalten zu haben, bezeugt dankend Detroit, Mich., 15. Sept. 1874. J. A. Gugli.

Quittungen.

Für die Anstalt: Durch Prof. Dr. Neg, vom Missionsfest der Gem. in Watertown \$42.15, durch P. Gesselmann von R. \$1.

Für die Taubstummen-Anstalt: Durch P. Jäfel \$1.

Für die Nothleidenden in Minnesota: Fil. Jürgens \$2, Fr. Holz \$1 Cts., durch P. Neumann von Angenann \$1, L. S. \$1, Chr. Giesmann 50 Cts., durch P. Gesselmann 50 Cts.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. Struer X. \$3, J. Esch VIII. u. IX. \$2, P. G. Hoffmann IX. \$2 für X. von Wilh. Schupp, F. Barkow, L. Rönemann, F. Kirchhof, G. Barndt, je \$1, P. Jäfel IX. \$5 X. \$1, P. J. P. King IX. \$17, X. \$20, P. A. Denninger IX. \$1, für X. von Lud. Karon, Stud. Wolsten, J. Kuhl, von W. M. A. v. Gallen, Aug. Besl, Aug. Schindt, J. Wacker, M. B. Biedermann, Fr. Lübbe, P. Waggager je \$1, Prof. Jakobien VIII. — X. \$3, G. Engelbrecht X. \$1, Dr. Woldehnke IX. u. X. \$2, P. Hoops IX. \$24, P. Neumann XI. \$3, X. \$5 Fil. Schlegel X. \$1.72, P. Siefer \$25.28. R. Adelberg.

Für den Collegeaushalt aus Herrn Pastor Hoops' Gemeinde in Princeton einen Betrag dankend erhalten. F. Neg, Inspektor.